

Arm und reich

ZUM BISCHÖFLICHEN WERK „MISEREOR“

OSWALD VON NELL-BREUNING SJ

„Arme habt ihr immer unter euch“ (Mt 26, 11), dieses Wort unseres Herrn klingt uns Wirtschaftswunderkindern¹ befremdlich; so viel Glanz und Uppigkeit sehen wir um uns herum, und so wenig Elend und Not. Ob es indes nicht doch auch in unserer nächsten Umgebung mehr Armut und Not gibt, als der blendende Schein unserer Geschäftsstraßen uns vortäuscht, sei dahingestellt. Unverkennbar aber hat sich in weniger als hundert Jahren ein grundlegender Wandel vollzogen. Noch vor hundert Jahren entstanden Genossenschaften barmherziger Schwestern, die sich zur Aufgabe setzten, *arme* Kranke zu pflegen, verlassene *arme* Kinder aufzunehmen; der fromme Bürgersinn stiftete Krankenhäuser, in denen diese armen Kranken unentgeltliche Aufnahme fanden, und Ärzte stellten sich zur Verfügung, um sie ebenso unentgeltlich zu behandeln. Den Lebensunterhalt der armen Waisen und anderer verlassener Kinder bestritten die barmherzigen Schwestern durch den restlosen Einsatz ihrer Arbeitskraft und die Entbehrungen, die sie sich selbst auferlegten; den Rest erbettelten sie.

Diese armen Kinder und armen Kranken gibt es außer in Katastrophenzeiten wie beispielsweise dem Zusammenbruch nach dem zweiten Weltkrieg mit Heimatvertreibung usw. heute nicht mehr. An die Stelle der armen Kranken sind die Kassenpatienten getreten, und die elternlosen oder des Elternhauses entbehrenden Kinder werden vom Jugendamt in die Heime eingewiesen gegen Pflegesätze, die es gestatten, diese Heime reichlicher und besser auszustatten, als selbst gutgestellte Familien ihr Heim auszustatten in der Lage sind. „Arm“ sind diese Kranken, wenn ihnen der religiöse Sinn ermangelt, um ihr Leiden als eine Fügung der göttlichen Vorsehung zu verstehen und auszuwerten; „arm“ sind diese Kinder, wenn ihnen Vater- und Mutterliebe abgeht, wenn verantwortungslose Eltern durch schlechtes Beispiel und noch Schlimmeres sich an ihnen versündigen; aber „arm“ im materiellen oder ökonomischen Sinn sind sie nicht. Nehmen wir hinzu, daß unsere Städte und ihre Ordnungspolizei uns den häßlichen Anblick menschlichen Elends, entstellender Krankheiten usw.², aber auch des Verbrechens

¹ Der Kölner Karneval lief dieses Jahr unter dem Motto „Meer (= wir) Wirtschaftswonnerkinner“!

² Die ausschweifendste Phantasie vermöchte nicht, das uns aus dem Evangelium so vertraute Bild des armen Lazarus, der von Geschwüren bedeckt vor der Türe des reichen Prassers lag, in eine unserer großstädtischen Geschäftsstraßen mit ihren Bank-, Versiche-

nach besten Kräften zu ersparen beflissen sind, so können wir in der Tat leicht der selbstgefälligen Täuschung erliegen, wie herrlich weit wir es doch mit unserer Zivilisation gebracht haben. Die Erinnerung daran, wie es noch vor fünfzehn Jahren bei uns aussah, wie es da an allem Notwendigen fehlte, ist offenbar weitgehend verlorengegangen. Die hohe Lebenshaltung, deren wir uns erfreuen, wird als selbstverständlich hingenommen, ihre weitere und rasche Steigerung mit Bestimmtheit erwartet, fast schon als ein Menschenrecht beansprucht.

So scheint die Art, wie das Neue Testament und mit ihm die christliche Überlieferung von Armut und Reichtum sprechen, in unsere Zeit und unsere Verhältnisse nicht hineinzupassen. In der Tat spricht Christus der Herr in seine Zeit und seine Umwelt hinein; nur so konnte er ja von den Menschen, zu denen er sprach, verstanden werden. Unsere Umwelt ist völlig anders geworden. Damit ist uns die Aufgabe gestellt, die ewigen Wahrheiten, die der Herr verkündete, aus der Sprache — nicht nur aus den bildhaften Einkleidungen —, deren er sich für seine Zuhörer bediente, in unsere Sprache zu übersetzen. Offenbar keine ganz leichte Aufgabe, für die es nicht nur oberflächlicher Kenntnis, sondern des rechten Verständnisses sowohl der damaligen als auch unserer heutigen Umwelt bedarf.

Der Nationalökonom bezeichnet den Zustand, in dem die Welt und so auch Palästina sich zu der Zeit befand, als unser Herr auf Erden wandelte, als den Zustand der „Urarmut“³. Dieser Zustand ist dadurch gekennzeichnet, daß es auch bei äußerster Anstrengung nicht gelingt, der Natur mehr als den laufenden, mehr oder weniger kümmerlichen Unterhalt der Bevölkerung abzurufen; soweit ein kleiner Überschuß erzielt wird, wird er für Luxusbedürfnisse einer kleinen Zahl von Reichen verbraucht, die aber auch dann befriedigt werden, wenn kein Überschuß über das Existenzminimum der breiten Massen erzielt wird; in diesem Fall werden vielmehr die sozial und wirtschaftlich Schwachen unter das Existenzminimum herabgedrückt. Die Beschaffung des Lebensunterhalts — des nackten Lebensunterhalts der Massen und eines luxuriösen Lebensunterhalts einer kleinen Zahl von Reichen — nimmt die ganze Produktivkraft des Volkes in Anspruch; die breiten Massen kennen — soweit nicht die Religion ein gewisses Maß von Arbeitsruhe verbindlich macht, wie das alttestamentliche Sabbatgesetz es tat — keine arbeitsfreie Zeit. „Muße“ und damit Pflege kultureller Güter ist das Privileg einer eng begrenzten sozialen Oberschicht. Von Kapitalbildung kann unter diesen Umständen keine Rede sein; es besteht keine Möglichkeit, einen Teil der Arbeitskraft abzuzweigen, um an Stelle von Gütern für den unmittel-

rungs- und anderen Palästen zu versetzen, und daß Hunde seine Geschwüre belecken, wäre für uns schlechterdings ein „polizeiwidriger Zustand“. In asiatischen Großstädten ist das heute noch anzutreffen und nicht einmal etwas Außergewöhnliches.

³ Dabei gehörte Palästina dank seinen natürlichen Reichtümern (das Land, „das von Milch und Honig floß“) und vielleicht noch mehr dank seiner auf dem mosaischen Gesetz beruhenden Sozialverfassung keineswegs zu den ärmsten Ländern, sondern dürfte vielmehr zu den glücklichsten gezählt haben.

baren Verbrauch bessere Produktionsmittel zu schaffen und durch diese „vorgetane Arbeit“ die künftige Versorgung zu steigern. Die Produktivität der Wirtschaft ist zu gering, um eine Produktivitätssteigerung zu ermöglichen; so bleibt die Wirtschaft auf tiefer Stufe *stationär*. Wächst gar trotz der unter diesen Verhältnissen unvermeidlich hohen Sterblichkeit die Bevölkerungszahl, so gelingt es nicht, die Gütererzeugung entsprechend zu steigern; die ohnehin kärgliche Versorgung sinkt noch unter das, was bis dahin bereits nur notdürftiger Unterhalt gewesen war.

Die sogenannten „fortgeschrittenen“ Länder kennen diese Urarmut nicht mehr. Der Vorgang, wie sie sich von der belastenden Erdschwere dieses Zustands lösten, wird damit verglichen, wie ein Flugzeug sich vom Boden abhebt. Das Flugzeug vom Boden zu lösen (und nachher wieder das Aufsetzen auf den Boden), das sind die kritischen Augenblicke des Fluges. Für die hier anzustellenden Überlegungen kommt es nicht darauf an, auf welche Weise und dank welchen günstigen Umständen diesen „fortgeschrittenen“ Ländern die Befreiung aus der Urarmut und der Aufstieg zum „Reichtum der Nationen“ gelungen ist; es genüge festzuhalten, daß dies ein wirtschaftsgeschichtliches Ereignis von gar nicht abzuschätzender Bedeutung war, ein Ereignis, dem die politische Geschichte nicht viele Ereignisse von vergleichbarer Bedeutung an die Seite zu stellen hat.

Seitdem wir uns in diesem Aufstieg befinden, bezeichnen die Begriffe „arm“ und „reich“ nicht mehr dasselbe wie ehemals. Bis dahin war Armut der Regelfall und Wohlhabenheit die Ausnahme. Die große Mehrheit der Bevölkerung bewegte sich hart an der Grenze dessen, was lebensnotwendig ist; sehr leicht sank man unter diese Grenze und litt fühlbare Not. Der Reichtum der gesellschaftlichen Oberschicht war „Genußreichtum“, d. h. er diente der Befriedigung von Luxus- und Repräsentationsbedürfnissen. Der Bau von Schlössern und Burgen, eine aufwendige Lebenshaltung oder Hofhaltung beanspruchte zahlreiche Arbeitskräfte, die eben dadurch der Erzeugung von Verbrauchsgütern zur Deckung des Massenbedarfs oder von Kapitalgütern zur Verstärkung und Verbesserung des sachlichen Produktionsmittelapparats entzogen wurden. Die breiten Massen unserer heutigen erwerbstätigen Bevölkerung sind nicht „arm“. Unter unseren heutigen Verhältnissen ist „arm“ der Nichterwerbsfähige, der *weder* auf Versorgung *noch* auf Leistungen der Sozialversicherungen Anspruch hat und daher der „Fürsorge“ anheimfällt. Ja, seitdem die Rechtsordnung der Bundesrepublik einen „Rechtsanspruch auf Fürsorge dem Grunde nach“ anerkennt, ist auch der Fürsorgebedürftige nicht mehr schlechthin „arm“, es sei denn, wir bezeichnen die Lage desjenigen, der, weil er nicht in der Lage ist, durch Erwerbstätigkeit seinen Lebensunterhalt zu verdienen, *Anspruch* auf soziale Leistungen hat, als „Armut“.

„Reiche“, deren Reichtum in *Genußreichtum* bestünde, gibt es bei uns höchstens noch als verschwindende, jedenfalls völlig belanglose Ausnahme. Der Reichtum der rasch wachsenden Zahl von Millionären, die unsere Steuer-

statistik ausweist, besteht privatwirtschaftlich gesehen in *Erwerbsvermögen*, sozialwirtschaftlich gesehen in *Produktivvermögen*. Die große Menge des Genußreichtums befindet sich nicht bei den (Multi-)Millionären, sondern in Gestalt von Fernsehgeräten, Musiktruhen, Autos, schönen Eigenheimen usw. bei Millionen von Familien der selbständig und unselbständig Erwerbstätigen. Der Reichtum der in unserer Wirtschaft *wirklich* „Reichen“ entzieht der Wirtschaft keine produktiven Kräfte, sondern *beschäftigt* die Millionenzahl der Erwerbstätigen im Produktionsprozeß, d. i. in derjenigen Tätigkeit, aus der sowohl die wirtschaftlichen *Werte* (Sachgüter und Dienstleistungen) entspringen als auch die *Einkommen*, von denen diese Güter gekauft werden sollen und können. Der Reichtum, vor dessen Gefahren das Evangelium warnt, war *konsumptiver* Reichtum. Auch der *produktive* Reichtum unserer Zeit hat seine Gefahren, aber die „Dornen“, unter denen er den Samen des Wortes Gottes zu ersticken droht, bestehen nicht so sehr in den „Genüssen des Lebens“ (Lk 8, 14) als in der Hetze der unternehmerischen „Sorgen“ (ebd.), die zur Managerkrankheit führen und so oft im Tod an der Managerkrankheit enden⁴.

In der stationären Wirtschaft der Urarmut half man den Bedürftigen durch eine Geldspende, das „Almosen“. In großzügiger Weise konnte man den Armen dadurch helfen, daß man Güter des Genußreichtums zu Geld machte, d. h. verkaufte, und das dafür erlöste Geld den Armen gab. So hätte man die nach Meinung der Apostel an den Herrn „verschwendete“ kostbare Salbe (Mt 26, 8—9) teuer verkaufen und die 300 Denare Erlös (Mk 14, 5) den Armen geben können. Mit der kostbaren Salbe wäre den Armen nicht gedient gewesen; diese wäre dann wohl der Mätresse eines reichen Lebemanns zugutegekommen; aber das Geld, das dieser dafür zahlte, hätte man den Armen geben können. Den Armen zu helfen, indem man den Produktionsprozeß umsteuerte, alle Produktivkräfte einsetzte, um statt entbehrlicher Luxusgüter mehr lebenswichtige Güter des Massenbedarfs zu erzeugen, auf diesen Gedanken kamen die Jünger des Herrn nicht. Auf diesen Gedanken kam damals niemand; und wenn jemand auf diesen Gedanken verfallen wäre, so hätte er sich nicht verwirklichen lassen; alle Voraussetzungen dafür hätten gefehlt. Eben darum kam denn auch niemand auf einen Gedanken, der uns heute doch so naheliegt und so selbstverständlich erscheint.

Bevor wir uns aber allzu viel auf unsere Fortgeschrittenheit zugute tun, empfiehlt es sich, daran zu denken, daß wir mit dieser Selbstbezeichnung als „fortgeschrittene“ Länder nicht so sehr auf unsere eigene Vergangenheit, als vielmehr auf die von uns als „unterentwickelt“ bezeichneten Länder und Völker anspielen. Diese unterentwickelten Gebiete oder, wie wir

⁴ Wie a-typisch ist doch für unsere Begriffe der Tod des „reichen Mannes“ im Evangelium (Lk 12, 16—21), der bei seinen gefüllten Scheunen nur ausruhen, essen und trinken und sich wohl sein lassen wollte, dessen Leben aber noch in der gleichen Nacht von ihm gefordert wird!

neuerdings, um die Empfindlichkeit dieser Völker zu schonen, zu sagen pflegen: „Entwicklungsländer“, befinden sich zum guten Teil heute noch im Zustand der Urarmut. Den Menschen dort ist die Art, wie das Neue Testament von arm und reich spricht, noch anschaulich und unmittelbar verständlich; sie haben es nicht nötig, diese Sprache erst in die Verhältnisse einer völlig anderen Umwelt zu transponieren. Namentlich in einigen dieser Länder häuft eine kleine Zahl von unvorstellbar Reichen unsinnigen Genußreichtum zusammen, „Schätze“ an Gold und Edelsteinen, übt wahnsinnige Verschwendung und trägt ihren Reichtum durch möglichst prunkvolle Lebenshaltung zur Schau, während die Masse der Bevölkerung in ebenso unvorstellbarem Elend lebt und von Wucherern und Ausbeutern aller Art immer wieder um die Früchte ihres Fleißes betrogen wird und nicht das Notdürftige zum Leben hat.

Diese Völker sind im härtesten Sinn des Wortes *arm*; wir sind ein *reiches* Volk. Bedarf es schon des Nachdenkens, um die Lehre des Evangeliums über Reichtum und Armut und die Pflichten der Reichen gegenüber den Armen aus der Welt der Urarmut in unsere Welt rasant aufsteigenden Wohlstandes zu übertragen, so noch viel gründlicheren Nachdenkens, um die Beziehungen zwischen den reichen und den armen Völkern im Lichte des Evangeliums recht zu verstehen und den Versuch unternehmen zu können, sie recht zu ordnen.

Die Einladung des Herrn, „verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen“ (Mk 10, 21) richtet sich an einen einzelnen; um sich für die persönliche Nachfolge des Herrn frei zu machen, soll er sich des Ballastes seiner zeitlichen Habe entledigen; die Zuwendung des Erlösers an die Armen ist sozusagen das „Abfallprodukt“ dieser Entledigung. Sollen die reichen, wirtschaftlich fortgeschrittenen Völker den Entwicklungsländern helfen, so können und dürfen sie offenbar nicht so verfahren, daß sie ihren produktiven Reichtum, den gewaltigen Apparat an sachlichen Produktionsmitteln, mit dem sie ständig neue Reichtümer erzeugen, verkaufen; das geht offenbar schon deshalb nicht, weil niemand da wäre, der ihn kaufen könnte. Aber auch den armen Völkern wäre mit der Geldspende nicht gedient, was sollten sie schon damit anfangen? Nicht einmal für den Augenblick satt essen könnten sie sich; denn auch mit noch so viel Geld kann man nur Nahrungsmittel kaufen, die auf der Welt vorhanden sind; die heutige Weltproduktion an Nahrungsmitteln reicht jedoch — trotz der in einigen Ländern vorhandenen Überschußproduktion — nicht aus, daß die heutige Weltbevölkerung sich davon satt essen könnte.

Was wir diesen Völkern gegenüber tun können und zu tun haben, ist dieses: ihnen behilflich zu sein, um sich in den Stand zu setzen, die ihnen fehlenden Nahrungs- und Unterhaltungsmittel, die auch für Geld nicht zu haben sind, weil es sie nicht gibt, *im eigenen Lande zu produzieren*. Das aber erfordert, namentlich in den nicht nur dichtbevölkerten, sondern überbevölkerten Gebieten, in denen gut die Hälfte der Menschheit lebt, eine grundlegende

Umstellung der Wirtschaft⁵. Auch sie müssen die Urarmut überwinden, die wir bereits seit geraumer Zeit überwunden haben. Dazu bedarf es unter anderem auch materieller Hilfe. Aber die materielle Hilfe ist nicht alles; ist, so unerläßlich sie ist, dennoch nicht einmal das Wesentliche. Für den Wiederaufbau der westeuropäischen Länder nach dem zweiten Weltkrieg genügten die im Marshallplan uns zur Verfügung gestellten finanziellen Mittel, weil alle übrigen Erfordernisse bereits erfüllt waren. Wir wußten aus langer Erfahrung, wie man so etwas anstellt (das berühmte „know how“); unsere Bevölkerung besaß nicht nur die Kenntnisse, sondern auch die gesamt menschliche Einstellung zu der wirtschaftlichen Aufgabe, vor allem eine sachlich nüchterne und rechenhafte Denkweise, die ständig Aufwand und Ertrag miteinander vergleicht und unbelastet von Herkunft und Gewohnheit bereit ist, die entsprechenden Schlußfolgerungen zu ziehen und in die Tat umzusetzen. Dazu einen entschlossenen Arbeitswillen und die Diszipliniertheit, um sich in dem Maße ein- und unterzuordnen, wie es für erfolgreiches Zusammenarbeiten notwendig ist.

Alle oder doch die meisten dieser Voraussetzungen fehlen den Völkern der Entwicklungsländer. Die moderne agrarische und industrielle Technik ist bei ihnen noch nicht heimisch, wenn nicht überhaupt noch unbekannt; noch viel fremder ist ihnen das für unsere Wirtschaftsweise kennzeichnende rationale Denken. Ihre Bindung an Herkunft und Überlieferung ist viel mehr als bloße Schwerfälligkeit und Gewohnheitssache; meist ist sie in der Sozialverfassung und diese wiederum in ethischen und religiösen Vorstellungen verankert, so daß die Lockerung oder gar Lösung dieser Bindungen die Gefahr eines sozial-kulturellen Chaos und sittlich-religiöser Verwilderung mit sich bringt. Unter diesen Umständen nützt bloß materielle Hilfe, auch wenn sie in natura durch Schaffung der sogenannten Infrastruktur (Verkehrswege, Be- und Entwässerungsanlagen und vieles andere), durch Erschließung von Bodenschätzen, Bau von Kraftwerken, Errichtung von industriellen Produktionsstätten usw. usw. geboten wird, nur wenig oder kann sogar mehr Schaden als Nutzen stiften. Alle Maßnahmen dieser Art sind nur dann sinnvoll, wenn wir diesen Völkern zugleich hilfreiche Hand bieten, um die unvermeidlich auftretenden ungeheuren Schwierigkeiten des Übergangs zu meistern.

Die Handhabung der modernen Wirtschaft und Technik erfordert kein höheres Ethos und keine höheren ethischen Normen, als diese Völker sie haben, aber die Anforderungen, die sie an die Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue der Menschen stellt, sind von ganz anderer Art, als diese Völker sie aus Erfahrung kennen und denen sie zu genügen gelernt haben. Erinnern wir uns daran, mit welchen Ungerechtigkeiten, mit welcher Verletzung der Menschenwürde die Anfänge der industrie-kapitalistischen Entwicklung bei uns verbunden waren, obwohl sich diese Entwicklung bei uns langsam an-

⁵ Von den heutigen Entwicklungsländern leidet im wesentlichen nur Latein-Amerika nicht unter Überbevölkerungsdruck.

bahnte und mehrere Jahrzehnte brauchte, um sich in voller Breite durchzusetzen, dann ist es leicht sich vorzustellen, welche Belastung es für diese Völker bedeutet, wenn eine solche Entwicklung, auf die sie in keiner Weise vorbereitet sind, von außen her wie eine Sturzwelle über sie hereinbricht.

Eine besondere Schwierigkeit liegt noch darin, daß eine der ersten — an sich überaus begrüßenswerten — Errungenschaften der europäisch-amerikanischen Zivilisation, die diese Länder erreicht, eine Verbesserung der hygienischen Verhältnisse und damit eine gewaltige Verminderung der Säuglingssterblichkeit ist. Die Folge ist ein eruptiver Anstieg der Bevölkerungszahl, womit — jedenfalls im Anfang — die Versorgung nicht Schritt zu halten vermag. Das will sagen: die je Kopf verfügbare Menge an Unterhaltungsmitteln verkleinert sich noch, sinkt *noch* weiter unter das Existenzminimum. Verzwiefelte Regierungen empfehlen ihren Bevölkerungen, entgegen deren natürlichem Empfinden und sittlicher Überzeugung empfängnisverhütende Praktiken, ja man hilft sich durch Tötung der Neugeborenen. So wird durch das Eindringen unserer zivilisatorischen Errungenschaften unter den dort gegebenen Verhältnissen das Volks- und Familienleben bis auf den Grund aufgewühlt.

Erschwerend kommt hinzu, daß nicht nur die sogenannte freie Welt, sondern auch der kommunistisch-bolschewistische Block diesen Ländern „Entwicklungshilfe“ anbietet oder vielleicht richtiger gesagt: aufdrängt. Der Kommunismus verspricht den ausgebeuteten Bevölkerungen, sie von dieser Ausbeutung zu befreien. Und was wichtiger ist: die Volksmassen machen die Erfahrung, daß er, wenn er an die Herrschaft kommt, dieses sein Versprechen *erfüllt*. Die feudaloïden Formen der Ausbeutung verschwinden sofort; daß eine andere Art der Ausbeutung — nicht so sehr eine Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, sondern des Menschen durch ein unmenschliches System — an die Stelle tritt, gewahrt die Bevölkerung erst, wenn es zu spät ist. Die materielle Hilfe der freien Welt verfehlt ihren Zweck, wenn sie nicht gleichzeitig die Völker davor bewahrt, sich dem Kommunismus in die Arme zu werfen. Dank ihrem Wirtschaftspotential wäre die freie Welt in der Lage — wenigstens heute noch und für einige Zeit — die kommunistisch-bolschewistischen Hilfsangebote zu *überbieten*. Aber darauf kommt es nicht an. Es ist nicht der Hunger, der für den Kommunismus anfällig macht, und nicht die Satttheit, die gegen ihn immunisiert. Die freie Welt muß über die *gleichwertige* materielle Hilfe hinaus die *bessere* ideelle Hilfe bieten. Das aber wird schwer fallen, solange politische Ambitionen und wohl in noch höherem Grade kommerzielle Interessen sich hinter den Hilfsprogrammen verbergen. Ob es überhaupt notwendig ist, Milliardenbeträge als Almosen in die Entwicklungsländer zu leiten, oder ob es nicht genügen würde, mit Unternehmungsgeist und Kapital in diese Länder zu gehen, um dort *für beide Teile vorteilhafte* Geschäfte zu machen⁶, ist

⁶ Vgl. den slogan des „Punkt-Vier-Programms“: trade, not aid!

eine durchaus offene Frage. — Um den nordamerikanischen Kontinent im 19. Jahrhundert zur heute führenden Wirtschaftsmacht der Welt zu entwickeln, hat es keiner „Almosen“ des alten Europa bedurft.

Alle politischen Zeichen stehen dafür, daß die sogenannte freie Welt demnächst Jahr für Jahr Milliardenbeträge in die Entwicklungsländer leiten wird, zum Teil als Geschenk, zum Teil als Darlehen, zum Teil als Direktinvestitionen. Wir befinden uns da in der Rolle des Reichen gegenüber den Armen, werden vielleicht auch die Fehler begehen, in die der Reiche so leicht fällt, wenn er als großer Herr dem Armen herablassend seine Gunst erweist und ihm dadurch seine Unterlegenheit fühlbar werden läßt. Daß es sich bei den Milliarden um eine *Geste* des Reichen gegenüber dem Armen und keineswegs um ein *Opfer* aus der eigenen Vermögenssubstanz handelt, erhellt bereits daraus, daß die international diskutierten Vorschläge sich in der Größenordnung von 1 v. H. des jährlichen Sozialprodukts bewegen: die USA würden von einem jährlichen Sozialprodukt in Höhe von 500 Milliarden Dollar 1 v. H. = 5 Milliarden Dollar für die Entwicklungsländer abzweigen, die BRD von ihrem jährlichen Sozialprodukt von 275 Milliarden DM (1960) vielleicht sogar 4 Milliarden DM = nicht ganz 1,5 v. H., schätzungsweise etwa ein Drittel dessen, worum unser Sozialprodukt jährlich *wächst*!

Wo bleibt in diesem Zusammenhang die von den deutschen Bischöfen angeregte, vom Opferwillen der deutschen Katholiken getragene Aktion MISEREOR? Die am Passionssonntag der beiden letzten Jahre bei den deutschen Katholiken durchgeführte Sammlung hat 35 bzw. 45 Millionen DM erbracht. Verglichen mit den vorgenannten Milliardenziffern ein verschwindender Betrag. Geben wir uns sodann Rechenschaft darüber, daß selbst diese Milliardenbeträge angesichts der drei Fünftel der Menschheit (1,5 Milliarden Menschen), die sich heute noch nicht satt essen können, nicht sehr viel mehr als ein Tropfen auf einen heißen Stein sind, dann könnte einen wohl die bange Frage beschleichen, ob es sich denn überhaupt lohne, von dieser verschwindend kleinen Aktion Aufhebens zu machen.

Doch es lohnt sich! Und die Aktion selbst lohnt sich! Wir müssen ihr nur die richtige Sicht abgewinnen. Bei diesem Werk stehen sich nicht reiche Völker mit blühender Wirtschaft und arme Völker im Zustand der Urarmut gegenüber, sondern hier haben wir, die wir persönlich in guten, mehr als auskömmlichen Verhältnissen leben, es zu tun mit genau *den* Armen, von denen unser Herr in seinem Erdenleben umgeben war und von denen er seinen Aposteln sagte, *sie* (die Apostel) würden jederzeit Arme um sich haben. Ob dieser Typ von Armut, den wir bei uns nicht sehen (obwohl er insgeheim auch bei uns noch vorhanden ist), bis zum Weltende fortbestehen oder dank des wirtschaftlichen Aufschwungs in Verbindung mit gerechterer sozialer Ordnung einmal völlig verschwinden wird, diese Frage entscheiden zu wollen, wäre überheblich. In den Entwicklungsländern ist dieser Typus von Armut heute noch und gewiß noch für lange Zeit *in ungeheurer Zahl* anzutref-

fen. Und diesen Armen aus christlicher Liebe zu helfen, ist heute noch ebenso aktuell wie zu der Zeit, da unser Herr Wohltaten spendend (Apg 10, 38) über diese Erde schritt und, wie wir aus dem Evangelium wissen, nicht nur mit seiner Wunderkraft Heilungen bewirkte, sondern auch Almosen austeilen ließ (Jo 13, 29). Übersteigt es auch bei weitem unsere Kräfte, ihnen allen zu helfen, so mindert das nicht den Wert und nicht die Gottwohlgefälligkeit dessen, was wir jedem einzelnen Gutes tun, den unsere Hilfe zu erreichen vermag.

Die von den Staaten entweder selbst geleistete oder doch angeregte, in die Wege geleitete und unter staatlichen Schutz genommene Entwicklungshilfe ist eine *wirtschaftspolitische* Angelegenheit; das Bischöfliche Werk „Misereor“ ist eine *caritative* Angelegenheit, „caritativ“ hier im Vollsinn des Wortes verstanden: sie ist anderer Art, liegt — wie man heute zu sagen pflegt — auf einer anderen Ebene. Der größenmäßige Vergleich, der an sich entmutigend wirken könnte, mag insoweit nützlich sein, als er uns vor Überheblichkeit bewahrt. Der Sache nach sind die beiden Dinge inkommensurabel⁶.

Ein entscheidender Vorzug *dieses* caritativen Werkes vor manchen anderen liegt vor allem darin, daß nicht wahllos an irgendwelche Bedürftige Almosen ausgeteilt werden, sondern in Fällen besonders schmerzlicher oder dringender Not *Hilfe zur Selbsthilfe* geleistet wird. Da können mit verhältnismäßig geringen Geldmitteln Werke geschaffen werden, die auf die Dauer Segen stiften, weil nicht heute ein Loch gestopft wird, das morgen wieder aufbricht, sondern überlegte Maßnahmen getroffen werden, die die Menschen in den Stand setzen, bestehende Not zu wenden und ihrer Wiederkehr vorzubeugen. Die Kirchenzeitungen und sonstige katholische Presse werden gewiß zum Passionssonntag, an dem die Sammlung durchgeführt wird, diese Art wohlüberlegter christlicher Liebestätigkeit an mancherlei Beispielen veranschaulichen; das kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein. Hier ging es darum, einmal zu zeigen, daß in unserer nächsten Umgebung Armut und Reichtum nicht mehr das sind, was sie zur Zeit des Erdenwandels unseres Herrn nicht nur in seiner damaligen Umgebung, sondern in der ganzen Welt waren, daß jener Zustand der „Urarmut“ aber auch heute noch in großen Teilen der Welt fortbesteht. Gewiß kann und wird die christliche Gottes- und Nächstenliebe auch dazu antreiben, diese Urarmut, wo sie noch besteht, zu überwinden; die *Maßnahmen*, mit denen das geschieht oder doch angestrebt werden kann, sind jedoch nicht caritativer, sondern wirtschaftlicher, speziell wirtschaftspolitischer Natur. Solange das Ziel nicht erreicht ist, gibt es immer noch Arme jenes Armutstypus, den unser Herr vor Augen sah; diese Armen, auch wenn sie in fremden Ländern, in fremden Erdteilen

⁶ Erst recht inkommensurabel, dafür aber von noch ungleich höherem Wert sind die Leistungen der „Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe“, zu der eine Vielzahl katholischer Verbände sich zusammengeschlossen hat, um tüchtige *Menschen* als selbstlose und opferbereite Helfer an die Stätten zu entsenden, an denen die aufgebrauchten Geldmittel eingesetzt werden sollen.

leben, sind *christlich* gesehen — und angesichts der Raumüberwindung durch die heutigen Verkehrsmittel sogar auch nach menschlich-irdischen Maßstäben — unsere „Nächsten“. Sie *bedürfen* unserer caritativen Hilfe und haben *Anspruch* darauf.

Zum monogenetischen Ursprung der Menschheit

PAUL OVERHAGE SJ

Monogenismus ist vorwiegend ein theologischer Begriff und besagt die biologische Herkunft der gesamten Menschheit von einem einzigen ersten Menschenpaar. Er steht im Gegensatz zum Polygenismus, nach dem die Menschheit auf eine Vielzahl von Stammvätern zurückgeht. Dem Biologen liegen beide Begriffe, die als wesentlichen Inhalt die Ein- oder Mehrzahl der Ausgangsindividuen bei der Entstehung einer Organismengruppe enthalten, einigermaßen fern. Sie sprechen bei der Evolution der Organismen für gewöhnlich von monophyletischen bzw. polyphyletischen Ursprüngen, je nachdem Arten oder Gruppen innerhalb einer Art in einer stammgleichen Ursprungsart oder mehreren stammverschiedenen Arten wurzeln. Es geht ihnen also vor allem um die Artgleichheit oder Artungleichheit der Wurzelformen, nicht aber um deren Anzahl. Jeder polyphyletische Ursprung ist naturgemäß auch polygenetisch, während eine monophyletische Entstehung sich ebenso gut monogenetisch wie polygenetisch vollzogen haben kann. Monophyletisch entstandene Organismengruppen können nämlich sowohl von einem einzigen als auch von mehreren Individuenpaaren ihren Ausgang genommen haben.

DIE BIOLOGISCHE SITUATION

Die moderne Biologie lehrt auf Grund der Arteinheit der gesamten Menschheit deren monophyletische Entstehung und lehnt eine Herleitung z. B. der drei Großrassen der Menschheit von jeweils artlich verschiedenen Vorformen ab. Jedoch hat sie polygenetische Neigungen. Das erklärt sich aus ihrer weithin neodarwinistischen Grundeinstellung, wie sie vor allem in der populationsgenetischen Theorie zum Ausdruck kommt. Diese Theorie zur ursächlichen Erklärung der organischen Evolution arbeitet nämlich nicht mit Einzelindividuen, sondern mit ganzen Fortpflanzungsgemeinschaften oder Populationen, also mit einer Vielzahl von Individuen. Innerhalb einer solchen Population von zahlreichen, miteinander kreuzbaren Organismen spielen sich die Evolutionsprozesse ab, die durch die bekannten Faktoren der richtungslosen Mutation und der zufälligen Wirkungen von Selektion, Isolation, Genverlust und Populationsgröße hervorgerufen oder beeinflusst wer-